

P. D. James
Ein makelloser Tod

P. D. James

Ein makelloser Tod

Roman

Aus dem Englischen von
Walter Ahlers und Elke Link

Droemer

Die englische Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel
The Private Patient bei Faber & Faber Ltd., London.

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer-knaur.de**



Copyright © 2008 by P.D. James
Copyright © 2009 für die deutschsprachige Ausgabe bei
Droemer Verlag
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: © Christie's Images /
John F. Francis 19th century / Corbis
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-426-19846-9

2 4 5 3 1

*Dieses Buch widme ich dem Verleger Stephen Page
und allen meinen Freunden bei Faber & Faber,
den alten und den neuen,
zur Feier meiner sechsundvierzig Jahre
als Autorin des Verlags.*

Anmerkung der Autorin

Dorset ist bekannt für Tradition und Vielfalt seiner Manor Houses, aber der Reisende, der in diese schöne Grafschaft kommt, wird vergeblich nach Cheverell Manor suchen. Das Manor und alles, was damit verbunden ist, die betäublichen Ereignisse, die sich dort abgespielt haben, existieren ausschließlich in der Fantasie der Autorin und ihrer Leser und stehen in keinerlei Zusammenhang mit irgendwelchen lebenden oder verstorbenen Personen.

P. D. James

Erstes Buch

21. November – 14. Dezember

London, Dorset

Am 21. November, ihrem siebenundvierzigsten Geburtstag, drei Wochen und zwei Tage vor ihrer Ermordung, fuhr Rhoda Gradwyn zu einem ersten Termin bei ihrem plastischen Chirurgen, um in einem Sprechzimmer, das man eigentlich aufsuchte, um sich Mut machen und von Sorgen befreien zu lassen, den Entschluss zu fassen, der sie letztlich das Leben kostete. Danach würde sie im Ivy zu Mittag essen. Das Zusammentreffen der beiden Verabredungen war Zufall. Mr. Chandler-Powell hatte keinen früheren Termin zur Verfügung gehabt, und der Lunch mit Robin Boyton, für Viertel vor eins gebucht, war schon vor zwei Monaten verabredet worden; im Ivy durfte man nicht damit rechnen, auf gut Glück einen Tisch zu bekommen. Keines der beiden Ereignisse betrachtete sie als Feierlichkeit zu ihrem Geburtstag. Über dieses Detail ihres Privatlebens wurde, wie über vieles andere, nicht gesprochen. Sie bezweifelte, dass Robin ihr Geburtsdatum erfahren oder sich auch nur dafür interessiert hatte. Auch wenn sie eine angesehene, sogar namhafte Journalistin war, erwartete sie nicht, ihren Namen auf der VIP-Geburtstagsliste der *Times* zu lesen.

In der Harley Street wurde sie um Viertel nach elf erwartet. Bei den meisten Verabredungen in London ging sie wenigstens einen Teil des Weges zu Fuß, diesmal hatte sie für halb elf ein Taxi bestellt. Eigentlich dauerte die Fahrt aus der City heraus keine Dreiviertelstunde, aber beim Londoner Verkehr wusste man nie. Sie gab sich auf ein ihr fremdes Terrain und wollte sich bei ihrem Chirurgen nicht gleich unbeliebt machen, indem sie bereits zum ersten Termin zu spät kam.

Vor acht Jahren hatte sie ein Haus in der City gemietet. Es gehörte zu einer schmalen Häuserzeile an einem kleinen Rondell am Ende der Absolution Alley nahe Cheapside. Kaum war sie damals eingezogen, wusste sie, dass sie in keinem anderen Teil Londons mehr leben wollte. Sie hatte einen langfristigen Mietvertrag, der verlängert werden konnte; gerne hätte sie das Haus gekauft, aber sie wusste, dass es niemals zum Verkauf stehen würde. Es bereitete ihr keinen Kummer, dass sie nicht darauf hoffen durfte, es einmal ganz zu besitzen. Es stammte zum größten Teil aus dem siebzehnten Jahrhundert. Viele Generationen hatten in dem Haus gewohnt, waren dort zur Welt gekommen und gestorben und hatten nichts hinterlassen als ihre Namen auf uralten, vergilbten Mietverträgen, und sie fühlte sich ganz wohl in ihrer Gesellschaft. Die unteren Räume mit den Kassettenfenstern waren dunkel, aber ganz oben in ihrem Arbeitszimmer und im Wohnzimmer öffneten sich die Fenster dem Himmel, und man blickte auf die Hochhäuser und Kirchtürme der City und noch weit darüber hinaus. Eine Eisentreppe führte von einem schmalen Balkon im dritten Stock auf ein eigenes Dach, auf dem Blumentöpfe aus Terrakotta standen; an Sonntagen, wenn der Feiertagsfriede bis in die Mittagsstunden hineinreichte, konnte sie dort bei schönem Wetter mit der Zeitung oder einem Buch sitzen, und die vormittägliche Ruhe wurde nur durch das vertraute Läuten der Glocken in der Stadt gestört.

Die Stadt unter ihr war ein Beinhaus, errichtet auf vielen Schichten Knochen, die Jahrhunderte älter waren als die, die unter den Innenstädten von Dresden oder Hamburg ruhten. War dieses Wissen Teil des Geheimnisses, das die Stadt für sie bewahrte und das sie nie deutlicher spürte als auf ihren einsamen, vom sonntäglichen Geläut begleiteten Erkun-

dingsgängen durch ihre versteckten Straßen und Plätze? Die Zeit hatte sie schon als Kind fasziniert, ihre augenscheinliche Fähigkeit, sich in verschiedenen Geschwindigkeiten zu bewegen, Geist und Körper zu zersetzen, alle Augenblicke, die gewesen und die zukünftigen, in einer illusorischen Gegenwart zu verschmelzen, die sich mit jedem Atemzug in unverrückbare, unabänderliche Vergangenheit verwandelte. In der City of London waren diese Augenblicke in Granit und Backstein festgehalten und verfestigt, in Kirchen und Monumenten und den Brücken, die sich über die graubraune, ewig dahinfließende Themse spannten. Wenn sie im Frühling oder Sommer um sechs Uhr früh das Haus verließ, drehte sie hinter sich zweimal den Schlüssel im Schloss und trat hinaus in eine Stille, die ihr tiefer und geheimnisvoller erschien als das bloße Fehlen von Geräuschen. Manchmal kamen ihr auf diesen einsamen Gängen sogar ihre Schritte gedämpft vor, als fürchtete etwas in ihr, die Toten zu wecken, die durch diese Straßen gegangen waren und dieselbe Stille gekannt hatten. An Sommerwochenenden wusste sie, dass nur wenige Hundert Meter entfernt schon bald Einheimische und Touristen in hellen Scharen über die Millennium Bridge strömen, die vollbeladenen Flussschiffe mit majestätischer Plumpheit von ihren Ankerplätzen ablegen würden und das öffentliche London zu lärmendem Leben erwachte.

Aber von dieser Geschäftigkeit drang nichts in den Sanctuary Court. Das Haus, das sie sich ausgesucht hatte, konnte sich nicht gründlicher unterscheiden von der mit Gardinen verhängten klaustrophobischen Doppelhaushälfte im Laburnum Grove in Silford Green, dem Londoner Vorort, in dem sie zur Welt gekommen war und die ersten sechzehn Jahre ihres Lebens verbracht hatte. Heute würde sie den

ersten Schritt tun, um sich mit dieser Zeit auszusöhnen oder – sollte Aussöhnung nicht möglich sein – ihr wenigstens die zerstörerische Wirkung zu nehmen.

Es war halb neun, sie war in ihrem Badezimmer. Sie drehte das Duschwasser ab und trat, in ein Handtuch gehüllt, vor den Spiegel über dem Waschbecken. Als sie mit der Hand über das beschlagene Glas wischte, erschien ihr Gesicht blass und namenlos wie ein verschwommenes Gemälde. Seit Monaten hatte sie die Narbe nicht mehr bewusst berührt. Jetzt fuhr sie mit den Fingerspitzen behutsam über ihre ganze Länge, tastete den silbrigen Streifen in der Mitte, die harten, unebenen Konturen der Ränder ab. Sie verdeckte die Wange mit einer Hand und stellte sich die Fremde vor, die in ein paar Wochen in denselben Spiegel schauen und dort eine Doppelgängerin von ihr sehen würde, eine unvollkommene, nicht entstellte allerdings, auf deren Gesicht vielleicht nur noch eine schmale weiße Linie anzeigte, wo dieser wuchernde Spalt verlaufen war. Während sie auf ihr Antlitz blickte, das ihr wie eine verblichene Fotografie eines früheren Selbst erschien, riss sie langsam, aber systematisch ihre sorgsam errichteten Schutzwälle ein und ließ die turbulente Vergangenheit wie einen anschwellenden Bach zuerst, dann wie einen Hochwasser führenden Fluss hereinbrechen und ihre Gedanken überspülen.

Sie war wieder in dem kleinen hinteren Zimmer, Küche und Wohnzimmer zugleich, in dem ihre Eltern ihre Lügen gelebt, ihr selbst gewähltes Exil vom Leben durchlitten hatten. Das vordere Zimmer mit seinem Erkerfenster war besonderen Gelegenheiten vorbehalten, Familienfesten, die nicht gefeiert wurden, Besuchern, die nicht kamen; seine Stille roch nach Möbelpolitur mit Lavendelaroma und abgestandener, so unheilschwangerer Luft, dass sie versuchte, sie nicht zu atmen. Sie war das einzige Kind einer ängstlichen, unfähigen Mutter und eines trinkenden Vaters. Seit über dreißig Jahren definierte sie sich so, und daran hatte sich nichts geändert. Scham und Schuldgefühle hatten ihre Kindheit und Jugend eingeengt. Die periodischen Gewaltausbrüche ihres Vaters waren unberechenbar gewesen. Man konnte nicht ruhigen Gewissens Schulfreundinnen mit nach Hause bringen oder Weihnachts- oder Geburtstagspartys geben, und weil sie niemanden eingeladen hatte, war sie auch von niemandem eingeladen worden. Ihre Grundschule war eine reine Mädchenschule gewesen, und die Mädchen pflegten untereinander sehr enge Freundschaften. Es galt als ein großer Gunstbeweis, von einer Freundin eingeladen zu werden, im Hause ihrer Eltern zu übernachten. Im Laburnum Grove 239 hatte nie ein fremdes Kind geschlafen. Aber die Isolation machte ihr nicht viel aus. Sie wusste, dass sie intelligenter als ihre Klassenkameradinnen war, und konnte sich einreden, keinen Bedarf an Freundschaften zu haben, die intellektuell unbefriedigend bleiben mussten und die ihr ohnehin niemand anbot.

Es war an einem Freitagabend um halb zwölf. Ihr Vater hatte seinen Lohn ausbezahlt bekommen, der schlimmste Tag der Woche.

Sie hörte das gefürchtete Geräusch, das harte Zuschlagen der Eingangstür. Er kam hereingepoltert; Rhoda sah ihre Mutter vor dem Lehnstuhl, der Sekunden später seinen Zorn erregen würde. Es war sein Sessel. Er hatte ihn ausgesucht und bezahlt. Am Vormittag war er geliefert worden. Der Lieferwagen war schon wieder fort gewesen, als ihre Mutter entdeckt hatte, dass es die falsche Farbe war. Man hätte ihn umtauschen können, aber bis Ladenschluss war dazu keine Zeit gewesen. Rhoda wusste, dass das weinerliche, kleinlaute Wimmern ihrer Mutter ihn bis aufs Blut reizen würde und dass ihre eigene mislaunige Anwesenheit keinem von beiden half, doch sie konnte nicht einfach zu Bett gehen. Der Lärm von unten herauf wäre unerträglicher gewesen als dabeizubleiben. Und jetzt war der Raum von seiner Gegenwart erfüllt, seinem torkelnden Körper, seinem Gestank. Als sie das rasende Gebrüll, seine wirren Beschimpfungen hörte, wallte Zorn in ihr auf, und mit dem Zorn kam der Mut. Sie hörte sich sagen: »Mutter kann nichts dafür. Der Sessel war noch verpackt, als der Mann weggefahren ist. Sie hat nicht sehen können, dass es die falsche Farbe ist. Die müssen ihn umtauschen.«

Da ging er auf sie los. Sie konnte sich nicht erinnern, was er gesagt hatte. Vielleicht gar nichts, oder sie hatte es nicht gehört. Da war nur das Krachen der berstenden Flasche, wie ein Pistolenschuss, und der Whiskygeruch, ein Augenblick sengenden Schmerzes, der fast so schnell verging, wie er gekommen war, das warme Blut, das ihr von der Wange auf das Sitzkissen des Stuhls tropfte, der gequälte Schrei ihrer Mutter: »O Gott, Rhoda, was machst du da? Das Blut! Jetzt

können wir ihn nicht mehr umtauschen. Den nehmen sie bestimmt nicht zurück.«

Ihr Vater schaute sie kurz an, bevor er hinausstolperte und sich hinauf ins Schlafzimmer schleifte. In den Sekunden, in denen ihre Blicke sich begegneten, meinte sie bei ihm eine Verwirrung der Gefühle zu erkennen: Fassungslosigkeit, Entsetzen, Ungläubigkeit. Jetzt erst kümmerte sich die Mutter um ihr Kind. Rhoda hatte versucht, die Wunde zusammenzudrücken, Blut klebte an ihren Händen. Ihre Mutter holte Handtücher und eine Schachtel Heftpflaster, versuchte mit zittrigen Fingern, sie zu öffnen, ihre Tränen vermischten sich mit Blut. Rhoda nahm ihr die Schachtel vorsichtig aus der Hand und zog die Hüllen von einigen Pflastern, mit denen sie zumindest den größten Teil der Wunde verschließen konnte. Als sie nicht einmal eine Stunde später in ihrem Bett lag, war die Blutung gestillt und ihre Zukunft vorgezeichnet. Es würde weder ein Arztbesuch stattfinden noch eine wahrheitsgetreue Erklärung geben; sie würde ein paar Tage nicht zur Schule gehen, telefonisch entschuldigt von ihrer Mutter, sie fühle sich nicht wohl. Und wenn sie wieder hinging, hätte sie eine erfundene Geschichte parat: Sie war gegen die Kante der offenen Küchentür geprallt.

Inzwischen wurden die gestochen scharfen Bilder dieses einen, vernichtenden Augenblicks durch profanere Erinnerungen an die folgenden Jahre abgeschwächt. Die Wunde hatte sich entzündet, war schmerzhaft und langsam abgeheilt, und ihre Eltern hatten beide nie wieder ein Wort darüber verloren. Ihr Vater, der ihr noch nie offen in die Augen sehen konnte, mied fortan ihre Nähe. Die Klassenkameradinnen wandten den Blick ab, und es schien ihr, als wäre Furcht an die Stelle offener Abneigung getreten. Niemand in der Schule sprach in ihrer Gegenwart von der Verunstal-

tung, bis sie gegen Ende der sechsten Klasse ihrer Englischlehrerin gegenüber saß, die sie dazu bringen wollte, sich in Cambridge – ihrer Universität – und nicht in London um einen Studienplatz zu bewerben. Ohne von ihren Unterlagen aufzublicken, sagte Miss Farrell: »Die Narbe auf Ihrem Gesicht, Rhoda. Sie glauben gar nicht, was die Gesichtschirurgie heutzutage alles leistet. Vielleicht sollten Sie sich einen Termin bei Ihrem Hausarzt geben lassen, bevor Sie hinfahren.« Ihre Blicke waren sich begegnet, Rhodas glühend vor Entrüstung, und nach ein paar Sekunden des Schweigens hatte sich Miss Farrell, ihr Gesicht übersät von hektischen Flecken, über ihre Unterlagen geduckt.

Man begegnete ihr zunehmend mit vorsichtigem Respekt. Weder Abneigung noch Respekt konnten ihr etwas anhaben. Sie entwickelte ihr ganz eigenes privates Interesse, eine Neugier auf das, was andere verbergen wollten. Das Stöbern nach den Geheimnissen anderer Menschen sollte zu einer lebenslangen Leidenschaft werden, ihrer beruflichen Karriere Nährboden und Richtung geben. Sie ging auf die Jagd nach Gedanken. Achtzehn Jahre nachdem sie aus Silford Green fortgezogen war, hatte ein aufsehenerregender Mordfall den Vorort in Atem gehalten. Sie hatte die körnigen Bilder von Opfer und Mörder in den Zeitungen ohne besonderes Interesse betrachtet. Der Mörder gestand nach ein paar Tagen, kam hinter Gitter, der Fall war gelöst. Als investigative Journalistin, die inzwischen immer erfolgreicher wurde, war sie weniger an Silford Greens kurzem Ruhm als vielmehr an ihren eigenen raffinierteren, einträglicheren und fesselnden Ermittlungsmethoden interessiert.

Sie hatte ihr Elternhaus an ihrem sechzehnten Geburtstag verlassen und sich im Nachbarvorort ein möbliertes Zimmer gesucht. Bis zu seinem Tode schickte ihr Vater ihr

wöchentlich eine Fünfpfundnote in einem Briefumschlag. Sie bedankte sich nie für das Geld, behielt es aber, weil sie es als Zuschuss zu ihrem Wochenendjob als Aushilfskellnerin dringend benötigte, und rechtfertigte sich damit, dass es wahrscheinlich weniger war, als sie zu Hause verzehrt hätte. Als fünf Jahre später – nach einem ausgezeichneten Abschluss in Geschichte hatte sie in ihrer ersten Stelle Fuß gefasst – ihre Mutter anrief und ihr mitteilte, dass ihr Vater gestorben war, registrierte sie ein völliges Fehlen von Gefühlen, das ihr paradoxerweise stärker und nachhaltiger erschien als jede Form von Trauer. Sie hatten seine Leiche aus einem Fluss in Essex gezogen, dessen Namen sie sich nie merken konnte, und am Alkoholpegel im Blut hatte man ablesen können, dass er im Vollrausch gewesen war. Der amtliche Leichenbeschauer bescheinigte erwartungsgemäß und wohl auch korrekterweise Tod durch Unfall. Sie hatte darauf gehofft. Nicht ohne einen Hauch von Scham, der schnell wieder verflog, sagte sie sich, dass ein Selbstmord ein zu vernünftiger, zu bedeutsamer Schlusstrich unter ein so fruchtloses Leben gewesen wäre.